

Die Welt



Redaction
und Administration:
Wien
IX., Türkenstrasse 9.
Telephon Nr. 14199.

Erscheint jeden Freitag.

Zuschriften sind nicht an einzelne Personen, sondern an die Redaction oder Administration: Wien, IX., Türkenstrasse Nr. 9, zu richten.
Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen und Manuscripte nicht zurückgesendet.

Preise der Anzeigen:
Die viermal gespaltene Petitzeile 10 kr.

Einzelne Nummern 15 kr.

Bezugspreise: Oesterreich-Ungarn: ganzjährig 6 fl. = 12 Kr., halbjährig 3 fl. = 6 Kr. Für das Ausland: Deutschland ganzjährig 13 Mk. 70 Pf., halbjährig 6 Mk. 85 Pf., England ganzjährig 14 Shg., halbjährig 7 Shg., Russland ganzjährig 7 R., halbjährig 3 R. 50 Kop., Schweiz, Frankreich, Italien, Türkei, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Griechenland, Aegypten ganzjährig 1/1 Fres., halbjährig 8 Fres. 50 Cts., Amerika ganzjährig 3 Doll. 40 Ct.

Nr. 26.

Wien, 30. Juni 1899.

3. Jahrgang.

Da Ende dieses Monats eine grössere Anzahl von Abonnements abläuft, so werden die Betreffenden erinnert, die Erneuerung rechtzeitig vorzunehmen, damit in der Zustellung des Blattes keine Unterbrechung eintrete.
Die Administration.

Zwei Frauen.

Von O. Erter.

Von den letzten Convulsionen, welche noch in der zwölften Stunde vor dem Abschlusse des Dreyfus-Dramas die französische Republik durchschüttern, wendet sich der Blick zu einem ergreifenden Bilde schöner Menschlichkeit, in dessen Mittelpunkt zwei Frauen stehen. Auch dieses Bild gehört, wie alles, was sich jetzt in Frankreich zuträgt, in den Umkreis der „Affaire“, denn die eine der beiden Frauen ist Lucie Dreyfus, die Gattin des Capitäns, und die andere ist eine Witwe, namens Godard, zu Rennes, wo sich abermals ein Kriegsgericht zum Spruche über Dreyfus, diesmal hoffentlich zu einem gerechten, zusammensetzen wird.

Aber wie wunderbar beschwichtigend in ihrem stillen Glanze hebt sich die Episode der beiden Frauen von der aufregenden Hauptaction ab!

Lucie Dreyfus hat sich in Rennes um ein Quartier bemüht für die Zeit der Verhandlung des Kriegsgerichtes; die Heldin will dem Gatten nahe sein in der Entscheidungsstunde, welche die letzte seiner Leidenszeit sein soll. Aber sie fand alle Thüren verschlossen. Nur die betagte Witwe des protestantischen Holzhändlers Godard, die von dem vergeblichen Bemühen der Dulderin hörte, gehorchte ihrem Herzen, nicht dem hasserfüllten Vorurtheil. Sie schrieb an Lucie Dreyfus und bot ihr Obdach in ihrem Hause an. „Ich habe das Recht, zu thun, was mein Herz mir gebietet“, sagte sie, als man sie davor warnte, sich durch Seelengrösse einer Gefahr auszusetzen.

Seelengrösse eine Gefahr!

Ach Gott, in diesem Frankreich ist so vieles möglich geworden, dass sogar eine Gefahr für die edelmüthige Matrone von Rennes nicht ausgeschlossen scheint. Um zu hindern, dass die ungeheure Schmach, mit der Frankreich befleckt wurde, von ihm abgestreift werde, ist an den Pfeilern des Staatsbaues gerüttelt, das Gift der Rechtsverachtung der Gesellschaft eingeflösst, ein Berg von Entfremdung zwischen Volk und Armee aufgeschüttet worden. Staatsmänner und Generäle

machten sich verächtlich vor der ganzen civilisierten Welt, Ministerien wurden gestürzt, Gerichte corrumpt, nur damit das Unerhörte nicht gesühnt werde, was an dem unglücklichen jüdischen Artilleriehauptmanne von staatswegen verbrochen worden. Wo ist die Grenze dieser beispiellosen moral insanity, die durch alle Schichten reicht, von den Verführten der Drumont und Rochefort bis zu den Führern im Palais Bourbon und den Häuptern im Generalstabe? Wird's damit zu Ende sein, wenn Dreyfus freigesprochen ist, oder kommt dann erst die grosse Katastrophe, zu deren Abwendung kaum noch ein Mittel vorhanden sein wird, wenn auch das Bündnis Waldeck-Rousseaus mit Millerand, des hartgesottenen Bourgeois mit dem fanatischen Socialisten, versagen sollte?

Den Franzosen, die einst so stolz auf ihre Ritterlichkeit und ihre feine Sitte waren, müsste das Beispiel der tapferen Holzhändlerswitwe von Rennes die Schamröthe in die Wangen treiben, allen Franzosen ohne Ausnahme. Wie traurig nimmt sich Frau Gyp, die aristokratische Schreiberin schlüpfriger Dialog-Romane, neben der simplen Frau Godard aus, die Gräfin, die sich an die Tafel im Elysée drängt, um entre fromage et poire das Staatsoberhaupt in die Complotte der Anti-Dreyfusards einzufäden, neben der bürgerlichen Kleinstädterin, die ihr Erbarmen nicht unterdrückt, weil die Arme, die seiner bedarf, eine Jüdin und eine Dulderin ohnegleichen ist! Aber es ist sehr zu fürchten, dass nicht Frau Godard, sondern Frau Gyp in dem heutigen Frankreich das populäre Vorbild nationaler Weiblichkeit darstellt. Der finstere Wahn, der durchaus von dem Opfer nicht lassen will, geht durch alle Gassen und alle Boudoirs, er hat sich in die entlegensten Weiler eingeschlichen, er steht als Wache vor den Hausthoren in dem stillen, weltentrückten Rennes, das plötzlich zu historischer Bedeutung kommen soll. Handelt es sich denn noch um diesen unglücklichen Alfred Dreyfus? Es ist ja doch den Einfältigsten nachgerade klar geworden, dass nicht seinetwegen der Kampf uns Recht geführt wird, auch nicht des Rechtes wegen. Nur als Sündenbock wurde er hinausgestossen, und zum Sündenbocke wurde er auserlesen, weil er Jude war. Die Verschwörer, die vom Generalstabe aus die Republik in die Luft sprengen wollten, sind vielleicht alles andere eher als Antisemiten; es sind Troupiers, Werkzeuge

des Clericalismus und des Monarchismus. Doch man kann die schlechtesten Volksinstincte nicht leichter aufstacheln, die dunkelsten Pläne nicht rascher ins Werk setzen, als mit dem Aufrufe zum Kreuzzuge gegen die Juden. Und da sass nun unseligerweise dieser Jude Alfred Dreyfus im Informationsbureau des Generalstabes — was war bequemer, als die grosse Verschwörung mit seiner Hinopferung einzuleiten, das Volk und die Armee mit jüdischem Blute gleichsam zu verkitten?

Die Verschwörung ist aber nicht überwunden, weil der Jude nun doch noch vom Opferaltare hinweggenommen werden soll, auf dem er schon halb vernichtet war. Und vollends den Optimismus, als ob nunmehr von Frankreich ein grosses Beispiel zugunsten der Juden gegeben würde — wer vermöchte ihn verständigermassen zu theilen? Frau Godard wird auch nach der Dreyfus-Aera eine edle Seltenheit sein. Wir meinen sogar, sie wäre es schon gewesen, als noch alle Welt in Frankreich die Freistadt der Juden, ihr natürliches Asyl, und in den Menschenrechten von 1789 die Bürgerschaft ihrer Gleichheit erblickte. Wenn wir Juden uns nicht selbst betrügen wollen, so dürfen wir die Affaire Dreyfus nicht aus den Gesichtspunkten der französischen Ministerkrisen und Parteigegegensätze, des Streites um die Staatsform oder um die Macht der Kirche beurtheilen; für uns ist sie die traurige Bestätigung, dass auch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts das Schicksal der Juden kein freundlicheres geworden, selbst dort nicht, wo es noch scheinbar am meisten durch Gesetz und Geschichte vor feindseliger Willkür geschützt zu sein schien.

Vor Frau Godard neigen wir dankbar und ehrfürchtig das Haupt. Aber immer müssen wir doch von ihr hinweg und auf Lucie Dreyfus blicken, auf diese unvergleichlich getreue, heroische Frau, in der sich das Geschick des Judenthums wie in einer erhabenen Statue verkörpert. Sie hat geglaubt, als alle schwankten; sie hat gelitten, was nie vor ihr ein anderes Weib gelitten, und sie hat gekämpft gegen eine Welt von Lüge, Gewalt und Unbarmherzigkeit. Geglaubt, gelitten, gekämpft! Und noch zuletzt, eine Stunde vor dem Siege, haben sie ihr in Rennes ein Kämmerlein versagt, von dem aus sie still und zitternd den Augenblick der Erlösung mitleben wollte. Nichts kann jüdischer sein als dieses Frauenbild, es ist ganz und gar Sinnbild.

Wahrhaftig, auf dem figurenreichen Gemälde, welches von der Dreyfus-Sache den Menschen in der Erinnerung bleiben wird, hat die Gestalt der Frau Godard gefehlt. Helden und Schurken, Weise und Narren wimmeln durcheinander, ein Picquart und ein Esterhazy, ein Scheurer-Kestner und ein Drumont, ein Zola und ein Rochefort. Man sieht Heroisches und Verruchtes, List, Doppelzüngigkeit und Gewalt, Muth, Männerstolz und Hingebung. Das menschlich Anheimelnde und Beruhigende repräsentiert die Bürgersfrau aus Rennes. Wir denken uns, es müsste für einen Maler eine Gruppe von unwiderstehlichem Reize sein: Frau Lucie Dreyfus, mit dem tragischen Zuge des Schmerzes im Antlitze, und neben ihr die freundliche seelenvolle Frau Godard mit dem Lächeln edler Befriedigung um den klugen, beredsamen Mund.

Lucie Dreyfus hat Unterkunft gesucht am Orte des Gerichtes, von dessen Spruch sie Ehre und Recht für ihren Gatten, für sich, für ihre Kinder erwartet. Frau Godard hat ihr, der von Thür zu Thür Irrenden, aufgethan und sie in ihr Haus geleitet. Ist's ein Gleichnis, das uns nicht aus dem Sinne will? Unterkunft suchen auch wir, gesicherte Wohnstätte auf unserem alten Heimatsboden; auch wir mit der Furche

des alten Fremdheitsschmerzes im Gesichte. Und auch uns wird aufgethan werden.

Dr. Herzl in London.

Am 26. Juni sprach Dr. Herzl in London vor einem vielhundertköpfigen jüdischen Auditorium. St. Martius Town Hall, der Riesensaal, war bis aufs letzte Plätzchen gefüllt. Auch viele Frauen hatten sich eingefunden. Die dichtgedrängte Menge nahm die Rede Dr. Herzl's mit echter stürmischer Begeisterung auf.

Im Nachfolgenden Dr. Herzl's Vortrag:

Damen und Herren!

Kennen Sie die Geschichte von dem Araber, der einen Mann erschlug, weil dieser ihn fragte, wohin er sein Kalb trage?

Die Geschichte wurde mir vor einigen Jahren hier in England von einer Dame erzählt, und ich will sie Ihnen jedenfalls wiedersagen, weil es eine gute, sinnvolle Geschichte ist. Ein Araber, der, wie die meisten seiner Landsleute, einen geduldigen, gleichmüthigen Charakter hatte, trug eines Morgens ein kleines Kalb von seinem Dorfe nach der Stadt. Als er auf der Landstrasse munter dahinschritt, kam ihm ein Mann entgegen, der fragte: „Wohin trägst Du Dein Kalb?“

Unser Araber antwortete: „Nach der Stadt, mein Freund. Gott segne Dich!“

Er war noch nicht viele Minuten weiter gegangen, da kam ein zweiter vorbei und fragte: „Wohin trägst Du das Kalb?“

Unser Araber antwortete: „Nach der Stadt, mein Freund. Gott segne Dich!“

Wieder nach einer Weile kam ein dritter, ein vierter, ein fünfter. Der Anblick des Mannes mit dem Kalb löste Jedem dieselbe Frage aus. Und unser Araber antwortete, weil er ein geduldiger Mann war, immer freundlich: „Nach der Stadt, mein Freund. Gott segne Dich!“

Aber die Geduld ist ein Stoff, der sich abnützt. Als unser Araber fünfzehn oder zwanzigmal dieselbe Antwort auf dieselbe Frage gegeben hatte, begann es ihn zu verdriessen. Seine Antwort wurde kürzer: „Nach der Stadt, mein Freund!“ Den Segen Gottes liess er weg. So hatte er wieder ein dutzendmal Auskunft gegeben, bis ihm auch dies zuviel wurde. Den nächsten Fragern sagte er nur noch trocken: „Nach der Stadt!“ Dabei wurde sein Ton immer unwirscher, endlich sogar grob. Das Blut stieg ihm zu Kopf; er meinte, die Leute hätten sich verabredet, ihn zu narren. Und als er im Gesichte des Neunzigsten oder Hundersten, der ihn fragte: „Wohin trägst Du Dein Kalb?“ ein höhnisches Lächeln zu entdecken glaubte, da legte unser Araber sein Kalb hin, packte den Mann bei der Gurgel und erschlug ihn.

Die Zionisten sind ein bischen in der Lage des Arabers mit dem Kalbe. Man stellt ihnen immer dieselben Fragen, und sie werden allmählich ungeduldig. So ist es zu erklären, dass die Discussion über unsere Sache zuweilen gereiztere Formen annimmt. Ich möchte unseren Freunden aber rathen, nicht zu vergessen, dass es immer neue Vorübergehende sind, und dass diese noch nicht aufgeklärt sind. Geben wir ihnen ruhig die gewünschte Antwort. Und bedenken wir, dass wir mit unserem Kalbe der Stadt umso näher kommen, je öfter wir geantwortet haben.

Schlimmer ist es freilich, wenn Leute, denen man schon geantwortet hat, muthwillig wiederkommen und wieder fragen. Oder wenn sie gar entgegenen: „Das ist nicht wahr. Du gehst nicht nach der Stadt!“ Oder: „Es gibt überhaupt keine Stadt.“ Oder: „Ich bin nicht Dein Freund und Gott wird Dich nicht segnen.“